

(Nachdruck verboten.)

32]

## Die Fanzare.

Roman von Friß Mauthner.

Und als Richard unbeweglich vor ihr stehen blieb und sie wie in seinen Erinnerungen verloren anstarrte, fügte sie mit unhörbarem Spott, den sie mit Aufbietung aller Kraft zu einem demütigen Lächeln herunterzwang, noch ein Scherzwort hinzu: „Du bist doch kein Frauenverführer, der sein Spiel mit mir treiben will?“

Erschreckt küßte Richard ihre Hand und zog sie dann leise neben sich auf das Sofa nieder; ihm war bekommen zu Mute. Natürlich hatte er mit seinen Umarmungen Leontine zum Weibe begehrt, er war ihr Verlobter. Naum ein Schatten jenes Entsetzens, mit dem er vor einer Stunde erst aus ihrem Schoß aufgefahren war, umschleierte jetzt seine Augen; er hatte sich ja nur die Vergangenheit vom Herzen gesprochen und Leontine war seine Zukunft.

Ganz wie sie es gern hatte, plauderte er mit ihr nun recht vernünftig über äußerliche Dinge: über das Benehmen während des übrigen Trauerjahres, über die Möglichkeiten des Erfolgs von Kata Morgana, über seine Aussichten als Maschinenbauer und darüber, ob Graf und Gräfin Trienitz zur Hochzeit geladen werden sollten. Richard antwortete auf alles, wie es sich für einen Bräutigam schickte; er war nicht völlig bei der Sache, in seinem Kopf flackerten wie Sternschuppen in finsterner Nacht flüchtige Gedanken auf, deren er nicht habhaft werden wollte.

Mit solchen Küßten verlobte man sich mit einem Mädchen nicht; das waren gelehrte Küsse gewesen, Witwenküsse. Die schöne Leontine hat viel erlebt, er wird ihr dritter Mann sein. Nein, da ist nichts zu schandern! Jeder Mann wird ihn beneiden, wie man die beiden ersten beneidet hat. Wer mag sie so küssen gelehrt haben? Der Kommerzienrat Piterjen schwerlich! Wer war doch ihr erster Mann gewesen? Lebte sie nicht von ihm geschieden? Warum hatte er vorher nie danach gefragt? Aber hat er denn jemals der dritte Mann der Frau Leontine werden wollen? Gewiß nicht! Niemals! Wie war's doch? Seine Ruhe wollte er bei ihr finden. Und ihre Vergangenheit konnte ja sein Vater, der glücklich sein wird, wenn er alles hört. Wenn nur die Küsse nicht gewesen wären. Wer war da der Lehrer?

Stummer zerstreuter gab Richard seine Antworten. Als Leontine fragte, wohin die Hochzeitsreise gehen sollte, antwortete er sogar:

„Kannst Du denn Schlittschuh laufen?“

Leontine wurde nicht ungeduldig, aber auch sie dachte an andres: an ihre Nase. Und plötzlich unterbrach sie ihr bräutliches Geplauder und sagte scharf:

„Du hast mir vorhin von einem häßlichen Bettelbrief erzählt, den Du erhalten hast; das Elend der jungen Dame hat mich tief ergriffen; ich kann nicht ganz glücklich sein, wenn ich dort nicht ein wenig helfen darf. Erlaubst Du es mir?“

Da wurde Richard ganz munter.

Wie gut Leontine war! Das war das Richtige. Eine weibliche Hand mußte die Unterstützung bringen, wo die Verhältnisse ihm jeden Freundschaftsdienst unterjagten. Johanna durfte nicht durch die äußerste Not gezwungen werden, die Hand Haffners anzunehmen.

„Ich danke Dir,“ flüsterte Richard. „Mich hat dieser Brief so erschreckt, daß ich darüber sogar vergessen habe, unter den andern armen Leuten, die sich anboten, einen Kopisten zu wählen.“

„Ueberlasse mir auch das! Sende mir morgen die ganze Partitur. Ich will meine Lieblingsnummern aus Deinem Originalwerk spielen und selbst die Abschrift besorgen lassen. Du sollst keine Mühe davon haben!“

„Bei Dir ist die Ruhe!“

### XIV.

Richard konnte sich am nächsten Morgen nicht entschließen, seinem Vater eine Mitteilung über das Ereignis zu machen; er suchte nach einem Worte, das seine Gefühle ausgedrückt hätte, und er fand keines. Aber Leontine hatte gleich nach

ihrem Erwachen aus einem zufriedenen Schlummer an Mettmann geschrieben, die Heimlichkeiten des Sohnes entschuldigt und um einen Glückwunsch des Vaters gebeten. Gottlieb Mettmann besaß sich denn auch, seinen Segen persönlich zu überbringen und mit der schönen Witwe aus diesem Anlaß über Dinge zu reden, die sehr viele und sehr große Ziffern nötig machten. Frau Leontine besann sich gar nicht lange, sich mit einer beträchtlichen Summe an den Mettmannschen Geschäften zu beteiligen.

Das war eine vortreffliche Anlage ihres Geldes, selbst wenn sie Richard dabei ganz außer Augen ließ.

Mittags versuchte Mettmann seinen Sohn durch kleine Redereien zur offenen Aussprache zu bewegen, aber Richard lehnte jedes Gespräch über seine Herzensangelegenheiten ab; bürdete sich, als ob er Versäumtes nachholen wollte; in der Fabrik möglichst viel Arbeit auf, dachte in den Augenblicken der Selbstbesinnung mit einiger Scheu an sein Verhältnis zu Leontine, besand sich aber im übrigen allabendlich in ihrer Gesellschaft recht wohl; die stürmischen Ausbrüche wiederholten sich zwar nicht, aber um so behaglicher spürte er ihr enges Seidenkleid sein Gewand streifen und ihre weichen Finger die seinen berühren. Sie waren immer nur kurze Zeit allein; wenn Richard kam, saß jedesmal Graf Trienitz noch da und bevor der Thee gebracht wurde, erschien immer schon Vater Mettmann, wie ihn die Hausfrau jetzt nannte. Zwischen ihr und Richards Vater hatte sich rasch der verwandtschaftliche Ton herausgebildet, doch die zukünftigen Eheleute gingen nicht aus ihrer Zurückhaltung heraus, und beim Abschiednehmen mußte Vater Mettmann jedesmal eilig vorausgehen, damit Frau Leontine von Richard ihren Kuß erhielt. Wenn dieser dann dem jungen Mann einleuchtete und er durch die Berührung erst seiner Leidenschaft für die Braut inne wurde, dann war es zu spät, und Leontine schickte ihn lachend fort, seinem braven Vater nach.

So verging etwa eine Woche oder vierzehn Tage, ohne daß Gottlieb Mettmann der Vertraute seines Sohnes geworden wäre; er war es auch so zufrieden.

Zu hunderten kamen seit dem 1. Januar täglich die neuen Bestellungen, und auf der Straße wurde die „Fanzare“ um der italienischen Briefe willen in Menge verkauft.

Mettmanns Freude äherte sich vor allem in neuen großen Plänen; bis zum Herbst sollte die Redaktion nach den Ansichten Richards geändert werden, ein bedeutend vergrößertes Format mußte Gelegenheit geben, mit den verschiedenen Inseratenpreisen ruckweise in die Höhe zu gehen, und eine wohlgeplante Uebersicht über die größeren Berliner Geschäftshäuser, die als nachträgliche Kritik des Weihnachtsmarkts jetzt die schlechten Inserenten vornahm, sollte die Handelswelt der Stadt an Mettmann und die „Fanzare“ glauben lehren; doch lange vorher, schon binnen acht Tagen konnte er sein Wort einlösen und seinen Leuten das Fest der zehnten Inseratenseite geben.

Er beratschlagte über diese Frage mit Herrn Pinter. Wenn man an dem nächsten Sonntage alle Anträge zahlungsunfähiger Kunden annahm, wenn man ferner diejenigen Inserate, welche nach freiem Ermessen wiederholt werden konnten, großmütig in die wertvollere Sonntagsnummer setzte, so ließ sich plötzlich die zehnte Inseratenseite erreichen; der Schaden, welchen sich das Blatt durch eine solche Selbsttäuschung zufügte, und die bedeutenden Kosten des Festes waren nicht zu rechnen gegenüber der Reklame, welche das Fest selbst der „Fanzare“ machen mußte.

Allerdings mußte das Fest einem allgemein verständlichen Vorwande zu Liebe gegeben werden, am besten aus einem welthistorischen Anlasse; nur die Aktionäre der großen Fanzare und die mächtigsten Inserenten selbst sollten wissen, daß es eigentlich ihnen galt.

Der kleine Herr Pinter stand bewundernd vor Mettmann.

„Gott, Sie haben ein großes Herz! Tausende lassen Sie springen, wenn Sie wissen, daß sie wieder zurückspringen! Entschuldigen, verzeihen Sie, Herr Mettmann, ich möchte Ihnen eine Eloge machen, welche Sie nicht sollten für was Umgekehrtes halten. Ich weiß, Sie sind stolz darauf, daß Sie nicht von unsren Leuten sind, aber wenn Sie auch von

## Die großen Wohlthäter.

die Apostel selber abstammen sollten oder was die ältesten Deutschen waren, was weiß ich, Sie haben einen jüdischen Kopf, einen ausgeruheten jüdischen Kopf.“

Mettmann antwortete gar nicht. Pinius war nicht gerufen worden, um Schmeicheleien zu sagen; er sollte unter der Hand Nachfrage halten, ob die alten Verleger und Redacteurs, die „Aristokraten“, Mettmanns Einladung annehmen würden.

„Sie werden annehmen, wenn wir mit der Aktiengesellschaft drohen,“ sagte Pinius. „Wenn Ihr Plan gelingt, verehrter Herr Mettmann, und das Publikum sich gewöhnt, durch Ihre große Agentur zu inserieren, so haben Sie alle die Aristokraten in der Tasche.“

Der verständige Inseratenagent sollte noch rasch einen letzten Auftrag ausführen, noch heute zu Frau Doktor Bode gehen und neue italienische Briefe Bodes holen; einige Hundertmarktscheine konnte er gleich mitnehmen.

„Den Weg mache ich nicht gern zum zweitenmal,“ sagte Pinius kopfschüttelnd. Es ist ein Jammer mit Frau Doktor Bode, in ihrem Zustande soll sie plötzlich ausziehen. Sie wissen doch, Düsselhof läßt bauen. Und dann darf man das Geheimnis ihres Mannes ihr nicht verraten.

„Was für ein Geheimnis?“ fragte Mettmann zerstreut. „Ach so, daß er im Gefängnis sitzt! Die Frau soll wirklich glauben, er sei in Italien? Unsinn! Sie spielt uns Komödie vor, damit sie mehr Geld für ihre Briefe kriegt!“

„Herr Mettmann, versündigt Sie sich nicht!“ sprach Pinius ernst und hielt die rechte Hand abwehrend von sich. „Die Doktor Bodes sind gute Leute, Sie können sagen, dumme Leute, aber ehrliche Leute. Laß ich mich foppen? Und ich habe ihr doch den einen Brief gelassen, den pikantesten von allen, weil sie mich gerührt hat mit ihrem felsenfesten Glauben an ihren Mann.“

Auf einen strengen, fragenden Blick Mettmanns berichtete Pinius ausführlich über seinen Besuch bei Frau Doktor Bode; er wollte den Verleger überzeugen und schilderte den Kampf um den Brief über Berliner Blauschrumpfe mit um so lebhafteren Farben.

Mettmann hörte schweigend zu, dann stand er auf und sagte ruhig:

„Sie können sich den Weg ersparen, Pinius, ich gehe selbst hin.“

Pinius zappelte erschreckt mit den Händen. „Sie werden doch nicht Gewalt gebrauchen, Herr Mettmann? Bedenken Sie doch den Zustand der armen Frau!“

„Ich bin kein Räuber! Ich bringe Geld!“ sagte Mettmann lachend und machte sich zum Ausgehen fertig.

Pinius kannte das Gesicht des Verlegers, wenn dieser sich den Abschluß eines vorteilhaften Geschäfts fest vorgenommen hatte; er murmelte darum bloß: „Eigentlich, was geht es mich an? Es geht mich gar nichts an!“ und lief seiner Wege.

Gottlieb Mettmann zog bedächtig Pelz und Handschuhe an, setzte den neuen, glänzenden Hut auf und begab sich zu Fuß auf den weiten Weg; er konnte die Wohnung des Doktor Bode nicht verschlen, er wußte aus seinen Inseraten, daß das Häuschen Düsselhof in der Großgörschenstraße bisher das letzte Ueberbleibsel aus früherer Zeit gewesen war.

Als er um die Ecke der Leipzigerstraße bog, überraschte ihn, wie jedesmal, das auf und nieder wogende Leben der Mittagsstunden; ihm schmeichelte der Glanz der Auslagen, die auch beim Licht der Winterjonne noch die Aufmerksamkeit auf sich zogen, ihm schmeichelte die Vornehmheit der vorübergleitenden Wagen, das Eilen der vollen Pferdebahnwaggon und die Hast der geschäftigen Menschen, ihm schmeichelte das Leben der Großstadt persönlich, als ob seine Fanfare die Herrin, oder die Ursache der ganzen reichen Bewegung gewesen wäre.

Vom Rathhausturm an, wo mehrere seiner besten Kunden in feierlichen Ratsstuben saßen, bis zu dem verfallenen Häuschen der Großgörschenstraße war kein prunkendes Firmenschild, das nicht mit ihm in einem nähern oder fernern Verhältnis stand, und wenn sein erstes Ziel, die Herrschaft der Aktiengesellschaft für Reklamewesen, erst erreicht war, wenn als unklarer Aussichtspunkt weiter das Monopol seiner journalistischen Unternehmungen sich soweit als möglich verwirklichte, dann werden auch die stillen, vornehmen Gebäude zu seiner Linken den Klang seiner „Fanfare“ vernehmen; er wird seine feste Hand hineinstecken in die großen Finanzoperationen des Reichs, in die Lieferungsengeschäfte des Heers.

(Fortsetzung folgt.)

Geil uns, daß wir die großen Wohlthäter haben! Was wäre die Menschheit ohne die großen Wohlthäter?

Rauh streicht der Wind durch das Land, die Blätter fallen, der Winter naht. Drohend mit Frost und Hunger lungert vor den Thüren die Not. „Schredlicher Winter,“ stöhnen die Armen.

Und sie sehen mit Grauen auf ihre dünnen, fadenförmigen Mädchen und sie überschlagen mit Wehen den kargen Lohn: „Schredlicher Winter!“

Aber fürchtet Euch nicht, Ihr lieben Leute, seid getroßt. Denkt, wir haben die großen Wohlthäter. Die großen Wohlthäter wissen, was Euch fehlt. Die großen Wohlthäter sprechen.

„Hart ist die Zeit, larm ist das Brot. In kalten Stuben an leeren Tischen sitzen die Armen. Mit wenigen Groschen müssen sie heim gehen von schwerer Arbeit, nicht Fleisch noch Kohlen haben sie. In Lumpen gehen ihre Kinder, kein friedsam Heim ist ihnen verbleiben; in engen Löchern haufen sie, müssen die Höhlen voll Kummer und Elend noch mit fremden Elendsgenossen teilen. O wenn wollte das Herz nicht brechen bei dem Jammer der Armen!“

Wir dagegen! — In die Tausende stiegen die Einkünfte aus unsern Kohlenruben, fette Dividenden brachten unsre Aktien, prächtig war die Ernte unsrer Gärten und Felder, Roggen und Weizen trugen hundertfältige Frucht. Laßt uns mittheilen von unserm Ueberfluß, solche Opfer gefallen Gott wohl.“ Also sprechen frommen Sinns die großen Wohlthäter.

Und sie fahren fort: „Harten Herzens schilt man die Reichen. Laßt uns zeigen, daß wir doch nicht harten Herzens sind, daß wir der Armut denken auch in Glück und Glanz. Laßt uns unsre Feste feiern zum Besten der Armen!“

Und sie veranstalten große Bälle und glänzende Bazaars, sie spielen Theater und in Konzerten, sie opfern den Schlaf ihrer Nächte und Zeit und Mühe und Geld für die Armen. Und dann lachen die Spötter noch über sie und über ihre „große Barmherzigkeit“, dann wagen sie es noch von Egoismus und bloßem Glänzenwollen zu reden. Ach, es sind böse Menschen, die Spötter! Ja wohl, schändliche Menschen sind es, sie begeistern alles Edle und Erhabene und ziehen auch das Kleinste in den Staub. Das liegt aber eben nur daran, daß sie so furchtbar unwissend sind; sie verstehen gar nichts, sie haben gar keine Idee, welche unendlichen Opfer die großen Wohlthäter mit ihren Festen den Armen bringen.

Man überlege doch einmal; solch ein Ball, was macht es schon bloß für Mühe und Arbeit, solch einen Wohlthätigkeitsball zu veranstalten. Zuerst die Komiteeführungen; wenigstens ein halbes Duzendmal trifft man sich bei Kaffee und Kuchen oder bei einem Glas Wein, um über alle „Arrangements“ zu beraten. Es ist wirklich schwierig dies „Beraten“. Die Meinungen gehen so sehr auseinander. Der eine will dies und der andre das. Der eine spekuliert auf einen Saal Unter den Linden und der andre auf einen am Potsdamer Platz. Daneben all die andern wichtigen Fragen, die erledigt werden müssen. Gibt es ein Konzert oder ein kleines Schauspiel zur Einführung? Stellt man lebende Bilder oder arrangiert man ein Ballett?

Sie haben es wirklich schwer, die großen Wohlthäter! Und wenn denn endlich alle Entschlüsse gefaßt sind, wenn man weiß, daß an dem und dem Tage in dem und dem Saal ein Ball mit Theateraufführung stattfindet, die Arbeit, die denn erst beginnt! Da sind zum Beispiel die Damen. Ach diese armen Damen! Welche Kopfschmerzen bereitet ihnen nicht ihre Toilette! Drei Tage wenigstens müssen sie sich in Berlins Großbazonen herumdrücken, um Seide und Atlas und Band und Blumen und Federn und Spitzen zusammenzulassen. Und dann die Beratungen mit der Schneiderin und die vielen Anproben, was das alles für Zeit und Anstrengungen kostet und schließlich sitzt die Toilette vielleicht doch noch nicht, oder die Confschlepp macht einen Zipfel. Ja, sie haben ihren Kummer!

Und daneben die andern, die, welche bei der Vorstellung „mitwirken“, die sind am schlimmsten dran, die müssen zu alledem auch noch „lernen“. Lernen, — man denke, solch armes Kommerzienrätstochterchen oder solch kleiner Lieutenant und — lernen. Niemals haben sie das gethan, jetzt aber thun sie's doch, sie opfern sich auf — für die Armen.

Und auch Geldopfer bringen sie, riesige Geldopfer. Was solch ein Fest für Kosten anferlegt, das ist gar nicht zu sagen. Da sind, um nur eins herauszugreifen, die Toiletten der Damen. Himmel, was kosten diese Toiletten. In Wolle tanzen? Oder in Kattun? Nein, das kann man den „Armen“ doch wirklich nicht antun, das sähe ja aus, als hielte man es nicht der Mühe wert, sich für sie zu mühen, es muß also Sammet und Seide sein, und wenn Sammet und Seide Hunderte kosten, oh, das thut nichts, man schenkt keine Ausgabe — für die Armen!

Und all die andern Kosten, die noch so „drum und dran“ hängen. Da ist zum Beispiel die Equipage, und dann das Diner und der Wein — ach ja, der Wein, der verköhlt mit das allermeiste. Keiner trinkt wenig, eher viel, zu viel auch manchmal, — aber kann man denn je genug trinken — zum Besten der Armen?

Noch mehr Aufopferung als der Ball verlangt der Bazar. Der Ball ist schließlich nur ein Vergnügen und dauert am Ende bloß eine Nacht. Der Bazar erstreckt sich über mehrere Tage und macht Arbeit, wirkliche Arbeit. Ja, wenn es für die Armen aecht, dann arbeiten sie sogar auch, die großen Wohlthäter

Und was für Arbeit machen sie! Ich will gar nicht von den Städ- und Malverfuchen reden, die die Damen für Verkauf und Lotterie hingeben, für die sie manches Leibesstüchlein opfern; aber das Einrichten des Bazars, das Aufbauen der Buden und Zelte, was das für Mühe macht. Stundenlang müssen die Komitadedamen anpassen, daß der Tapezierer alles elegant drapiert, der Gärtner die Topfgewächse richtig stellt und der Hausdiener Vasen und Krüsen ordentlich aufbaut. Schön muß ja alles sein, blendend schön, verirrt sich doch manchmal auch eine Prinzessin oder ein Prinz zu den großen Wohlthätern.

Und wie sie sich dann noch schließlich erniedrigen, die vornehmen, die zarten, verwöhnten Damen; fogar Verkäuferinnen werden sie. In Buden und Zelten stehen sie und handeln mit Seife, mit Seidenschawls und Majolikatthalen, wie das erste beste Badenfräulein. Ja und noch mehr, selbst zu — Kellnerinnen geben sie sich her. Wein und Liqueur schenken sie aus, animieren und lokettieren gleich einem Schenkermädchen, und alles — für die Armen.

Auch der Bazar erfordert Geldopfer, noch weit höher fogar als der Ball und das Theater. Alle die Sachen, die dahin gespendet werden, was die für einen Wert haben, es ist unglücklich. Kostbare Juwelen giebt es da und wunderbare Porzellane, herrliche Zimmerdekorationen und köstliche Lampen, Schätze wie aus Taunus und einer Nacht. Sie sind immer freigebig, die großen Wohlthäter; es ist ihnen nichts zu teuer — für die Armen.

Nein, wirklich nichts, das kann man auf dem Bazar am besten sehen. Wie sie da einkaufen; sie geben die höchsten Preise, sie bezahllen Nichtigkeiten zehnfach über den Wert. Sie geben der Frau Baronin für ein Stück Lortie zehn Mark, und wenn die niedliche, kleine Bankerfrau zu einem Glase Wein einen recht schmackhaften Blick angiebt, erhält sie fogar einen Hundertmarkschein — für die Armen. Ja, sie sind wirklich spendabel, sie zeigen, daß sie ein gutes Herz haben, die großen Wohlthäter. Ihr ganzes Denken und Fühlen gehört den Armen.

Im vorigen Winter klagte mir die alte Wachsfräulein vom dritten Hof, daß ihr kranker Mann immer kränker würde, da sie ihm nie ein ordentliches Mittagessen kochen und nicht die Stuben heizen könne. Ich wies sie an die Generalin Bomst von Pöppfingen, die gerade mit dem Pastor Liebreich zusammen einen Bazar zur Linderung der Not unter den kleinen Leuten arrangiert hatte. Sie hat sich hingewandt, die Alte, sie hat auch Antwort bekommen, fogar schon nach zwei Monaten. Der Herr Pastor teilte ihr sehr freundlich mit, daß der Bazar leider keine sehr hohen Ueberflüsse ergeben habe, das Geld sei auch der Armenverwaltung überwiesen; da ihr Klagefahre indessen die Herrschaften tief ergriffen habe, sende man ihr anbei fünf Mark und wünsche im übrigen Gottes Segen . . .

Sie hat die fünf Mark natürlich behalten, nutzen konnten sie leider ihrem kranken Mann nichts mehr, er war inzwischen langsam verhungert. — —so.

## Kleines Heuilleton.

— **Sklaverei in Florenz während der Renaissance.** Der „R. Mag. Itg.“ wird geschrieben: Trotzdem ein vom gesamten florentinischen Volk im Parlament bestätigtes Dekret des obersten Magistrats der Republik vom 11. August 1289 die Sklaverei aufgehoben hatte, bestand sie in Toscana und namentlich in Florenz im 14. und 15. Jahrhundert fort. Der An- und Verkauf orientalischer Mädchen, seltener Knaben und Jünglinge bildete einen nicht bedeutungslosen Teil des damaligen Handels, und der mercator sclavarium, venditor sclavarium, wie der Senfat, der detarliche Geschäfte vermittelte, traten in Florentiner Kontrakten häufig auf. Ein Aufsatz von A. v. Neumont (Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, 1886, Wurdhardt-Beiger (Kultur der Renaissance) und Pastor (Geschichte der Päpste) haben mehr oder minder ausführlich über dieses volkswirtschaftlich und moralisch interessante Thema gehandelt. Neumont giebt als Ursache dieser unchristlichen Erscheinung an, daß sie die Wirkung des Luxus, wie ihn Dante schon zu Anfang des Trecento geschildert hat, der Schwächung der Familienbände, des ausgedehnten Handels mit dem Ausland, des großen aber unsicheren Reichthums und der durch die steten Parteizwiste herbeigeführten Demoralisation war. Dazu traten die Folgen aus den italienischen Handelsbeziehungen und aus dem fortgesetzten Verkehr von Kaufleuten an den Grenzen der tatarischen Welt. Die meisten Sklavinnen waren aus Südrussland, Bulgarien, dem nördlichen Kleinasien; es waren zumieist Tatarinnen und Tscherskejsinnen. Aber ihre Behandlung war, trotzdem sie vielfach die Familienbände durch ihre Wirkung auf die Sinnlichkeit der Hausfrauen lockerten, eine gute. Einen neuen interessanten Beleg dazu finde ich in der Römischen Quartalschrift für christliche Altertums- und Kunstgeschichte vom Jahre 1900. Hier veröffentlicht Jos. Schniger aus dem florentiner Staatsarchiv Aufzeichnungen des angesehenen Florentiner Kaufmanns Marco Parenti († 1497), des Vaters des Geschichtsschreibers Piero Parenti. In diesem Familienbuche Anno 1460 ist der Ankauf einer Schöna Namens Nastasia im 65 fl. verzeichnet; der Verkäufer war Pandolfo Nucelet, der sie von dem Händler Anton Strozzi aus Ferrara bezogen hatte. Marco Parenti scheint mit Nastasia sehr zufrieden gewesen zu sein und hat sie auch demgemäß behandelt. Er schreibt

in seinen Ricordi: Am Morgen des heiligen Weihnachtsfestes 1499 habe er Nastasia freigegeben und am 12. Januar folgendes mit ihr vereinbart. Nastasia verpflichtet sich, ihn auch als Freie sorgsam zu versorgen, wofür sie von ihm Verköstigung und Kleidung erhält; sollte sie es nach seinem Urtheil an guter Pflege fehlen lassen, so geht sie ihrer Freiheit wieder verlustig und ist Marcos Sklavin wie zuvor. Nur dann und nicht anders soll diese Bestimmung Platz greifen, wenn er selbst durch die Hand eines öffentlichen Notars erklärt, daß sie ihn schlecht versorgt. Für den Fall seines Todes vermachte ihr Marco alle möglichen Dinge, überdies die Ragniehung des neben seiner Wohnung in der Via Coromero liegenden Hauses, wo sie nach seinem Tode wohnen, aber auch das Haus für sich verwerten kann. — Auch Piero, der Sohn Marcos, beweist der früheren Sklavin seine Gunst und sätigt beim Tode des Vaters 1497 noch andre Gegenstände als Geschenke zu. Als Nastasia 1505 starb, fallen Piero das Haus und seine Geschenke wieder zu. Aehnliche Beispiele, wie das aus dem Familienbuche des Parenti, finden sich bei Neumont, z. B. in den Briefen der Mutter Filippo Strozzi's des Älteren, des Erbarchers des großen Palastes, ein. Der Sklavenhandel und die Sklavhalterei in Florenz fanden ihr laugames Ende mit der Eroberung Konstantinopels, der Krim und Griechenlands durch die Türken; doch finden sich bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts noch Spuren. War doch der erste Großherzog von Florenz, Alessandro, Sohn einer Nohrin im medicanischen Hause. —

— **Kara-Kurt, die „schwarze Spinne“,** Ursache einer Kirgisienwanderung. Russische Blätter bringen beunruhigende Nachrichten über das häufige Auftreten dieser sehr giftigen schwarzen Spinne (Latrodectus tredecimguttatus) in den Kirgisiensteppen. Der Name Kara-Kurt ist kirgisch, die Kalmläden nennen das Tier „Tchim“ oder Welbesen-Kara, d. i. „Schwarzer Witwer“. Dieses schädliche Tier hat sich in den letzten Jahren in den kirgischen Steppen, namentlich in den turgaischen, atmolischen und semipalatnischen Kreise sehr vermehrt, so daß auf jeden Quadratmeter der Steppe wenigstens ein solches Tier kommt. Durch seinen Biß gingen 97 bis 98 Prozent der gebissenen Kamele und 7 bis 8 Prozent der gebissenen Menschen zu Grunde. Das verbreitete unter den Kirgisen einen solchen Schrecken, daß sie mit ihren Herden nach China hinüberzogen, und zwar in so großer Zahl, daß die russische Regierung darauf aufmerksam wurde und eine Anzahl von Gelehrten in die kirgischen Steppen abordnete, um die Sache näher zu untersuchen.

Die Spinne ist den Kalmläden seit langer Zeit bekannt, und sie erzählen von ihrer Gefährlichkeit fabelhafte Märgen; ihr Biß ist für das Kamel fast ohne Ausnahme tödlich, während das Schaf die Spinne ohne schlimme Folgen ausrüßt. Beim Menschen erscheint an der Stelle des Bisses eine kleine Beule und starke Entzündung der Haut; aus der Beule tröpfelt Blut. Der Gebissene fiebert, fühlt Beengungen in der Brust, Schwindel, starkes Brennen in der Wunde und verliert am ersten Tage das Bewußtsein. Als gewöhnliches Heilmittel verwenden die Kalmläden starke Bouillon aus Schaffleisch sowie starken Schnaps mit Schmalz. Stellt sich starkes Erbrechen ein, so ist der Kranke gerettet, nach drei bis vier Tagen kommt derselbe wieder zum Bewußtsein und fühlt Erleichterung. Im Herbst legt das Tier einige Eier und stirbt. Die Kalmläden behaupten, daß die ausgeschlüpften Jungen noch in den Cocons sich aufstossen, so daß nur ein Tier übrig bleibt, daher gaben sie ihm den Namen „Schwarzer Witwer“. Zum Glück erscheint diese Plage nicht jedes Jahr in gleichem Maße, sondern hauptsächlich in sehr trocknen und heißen Jahren. — (Globus“)

## Erziehung und Unterricht.

— **Die russischen Sonntagschulen auf der Pariser Ausstellung.** Im Jahre 1870 gründete die Russin Christine Altschewsky in Charlow, um die elenden Schulverhältnisse dieser Stadt zu heben, eine Sonntagschule. Durch die geschickte Leitung und die Beharrlichkeit der Stifterin gewann diese Schule rasch an Bedeutung, sie wurde allerorten zum Vorbild genommen, und heute giebt es nach ihrem Muster gegen 300 Anstalten in den Städten und mehrere Tausend auf dem Lande. Der Unterricht begann damit, daß man den Schülern Stücke aus der russischen russischen Litteratur vorlas. Viele rieten, diese Stücke dem Verstande des Volks durch Streichungen, Zusätze und Umänderungen mündgerecht zu machen. Doch als man nun die Probe machte und dieselben Stücke in ihrer ursprünglichen und daneben in ihrer zugestuteten Gestalt dem Volk vorlas, da machte man, wie Frau Altschewsky in ihrem Buche „Was muß man dem Volk zu lesen geben“ eingehend ausführlich, die merkwürdige Beobachtung, daß die Leute die Meisterwerke in ihrer vollen Gestalt weit besser und schneller erfaßten als in der Umarbeitung, daß sie fogar die Zusatzen sofort bemerkten und unangenehm empfanden. Dies zeigt, wie selbst beim Ungebildeten ein gewisser Kunstgeschmack vorhanden ist. Aber die Litteratur genügt zum Unterricht nicht. Darum beschloß die russische Frau, in einem Lesebuch eine Sammlung von Lesebüchern, die das gemeinnützige Wissen umfassen sollen, vorzulegen. Da die vorhandenen Lesebücher nicht genügt, so mußte eine neue Sammlung aufgestellt werden. Und so kam eine Art von Volkserchlopadie zu stande, welche den Titel „Buch der Erwachsenen“ erhielt. Mit peinlichster Sorgfalt wurde an diesem Buch gearbeitet. Jeder Artikel wurde mehreremal durchgesehen, dann dem Gutachten eines Fachmanns unterbreitet, dann von der Redaktion geprüft und endlich den Schülern zur Probe

vorgelegt. Die berühmtesten russischen Schriftsteller setzten ihren Ehrgeiz darein, diesem Unternehmen unentgeltlich ihre Feder zur Verfügung zu stellen. Und so wurde das Werk in sechs Jahren vollendet; es besteht aus drei Bänden. Sowohl die Bücher der Frau Christine Alschewsky als auch die Schrift des Russen Abramoff, der die Entstehung und die Geschichte der Sonntagsschulen darstellt, sind nun auf der Pariser Weltausstellung in französischer Uebersetzung ausgelegt und erregen lebhaftes Interesse. —

**Physiologisches.**

en. **Abdrücken bei Kindern und Erwachsenen.** Wenige Menschen sind so glücklich, aus einer so vollkommen gesunden Familie zu stammen, daß sie auch in ihrer Kindheit nie an Störungen des Nervensystems gelitten haben, die wenigstens meist in einer gewissen ererbten Nervenchwäche ihren Grund haben. Es sind dies die unangenehmen Erscheinungen des Abdrückens und der Angstzustände, die besonders während des Schlafes und überaupt vorzugsweise zur Nachtzeit auftreten. Bei Kindern sind sie wie gesagt sehr gewöhnlich, bei Erwachsenen weniger. In der frühen Jugend ist eben das Nervensystem noch nicht genügend gefestigt und wird durch irgend welche Reize von innen oder von außen her leicht aus dem Geleise gebracht, wie denn auch die kindliche Phantasie sehr leicht in eine übermäßige und nicht gesunde Thätigkeit versetzt wird. Die Angstzustände äußern sich des Nachts oft in wirklich Anfällen, wobei das Kind plötzlich aufschreit und meist in Schweiß gebadet und am ganzen Leibe zitternd aufwacht. Die Eltern sollten solche Ereignisse im Leben ihrer Kinder nicht leicht nehmen, sondern sorgsam nach der Ursache forschen. Oftmals liegt diese innerlich, besonders in ungewöhnlicher Ernährung und dadurch bedingten Verdauungsstörungen, in Katarrhen des Darms oder auch der Atmungsorgane, mit deren Beseitigung dann auch die Angstzustände nachlassen. Gefährlicher ist ihr Auftreten bei Tage während des Wachens, sie deuten dann auf ein stark erregbares Temperament, das oftmals eine Folge von Vererbung ist. Auch eine erbliche Familienanlage zum Rheumatismus scheint dazu mitzuwirken. Im jugendlichen Alter kann durch einsichtige Behandlung manches zur Festigung des Nervensystems geschehen, während sich eine Vernachlässigung der Angstausbrüche in der Entwicklung des Kindes gelegentlich schwer rächt. Es ist noch der geringste Schaden, wenn als Folge davon im späteren Alter eine Neigung zum Abdrücken zurückbleibt. Es wäre interessant zu wissen, ein wie großer Teil der Menschen gelegentlich unter beängstigenden Träumen und ihren Begleiterscheinungen zu leiden hat und wie sich diese Anlage etwa von der Kindheit her herausgebildet hat. Jedenfalls dürfte die Menschen seltener sein, die das Abdrücken, das der Volksglaube einem Keinen auf der Brust sitzenden Stobold (Alse) zuschreibt, nie kennen gelernt haben. Zuweilen ist sein Entstehen nur einer ungewöhnlichen Körperhaltung im Schlaf zuzuschreiben. Ein Mitarbeiter der „Science“ teilt diesbezüglich etwas aus seinen eigenen Erfahrungen mit. Als Kind hatte er unter Abdruck gelitten. Es trat immer in der Form einer großen Welle von verschiedener Beschaffenheit auf, die sich allmählich auf den Schläfer zu wälzen und ihn schließlich zu bedrücken und zu überdecken schien. Meist war es nur wie ein großes Kissen oder ein Federbett, farb- und gestaltlos, aber immer beängstigend und schrecklich. In den schlimmsten Fällen wurde es zu einem großen fetten Bären, der langsam auf den Schlafenden zu kroch. Nach Jahrzehnten kehrte eine ähnliche Erscheinung von Abdrücken bei dem Erwachsenen wieder, als er in einem erleuchteten Raume nachts plötzlich vom Schlaf übermannt worden war. Eine unbestimmte Masse schien sich ihm auf Kopf und Arme zu legen und einen lästigen und beängstigenden Druck auszuüben. Beim Erwachen kehrte sofort die Erinnerung an das Abdrücken aus der Kinderzeit zurück. Der Schläfer wollte nun möglichst ins Freie über den eigentümlichen Besuch kommen und schloß von neuem die Augen, um wieder das Heranrollen einer unbestimmten Masse zu fühlen. Als er den unter dem Kopf liegenden Arm etwas bewegte, verschwand die Erscheinung, kam aber bald wieder. Dagegen war sie völlig vertrieben, nachdem er den Arm unter dem Kopf vorgezogen und in eine ausgestreckte Lage gebracht hatte. Diese Beobachtung lehrt die Wichtigkeit der oft geäußerten Vermutung, daß das Kreuzen der Arme oder auch nur die erhobene Lage eines Arms unter dem Kopf den normalen Verlauf des Schlafes beeinträchtigt und gelegentlich zur Entstehung des Abdrückens Anlaß giebt. —

**Aus dem Tierleben.**

— **Frösche und Libellen.** An einem Sumpfe zwischen Gassel und Zouhosen war A. Manjon, wie er in der „Revue scientifique“ erzählt, Zeuge einer eigentümlichen Jagdlist, welche die grünen Frösche anwendeten, um Wasserjungfern zu fangen. An einem heißen Juni-Vormittage gautelten dort zahlreiche Scharen dieser Reifflügler über die schlammigen Gewässer des mit Wasserpflanzen bedeckten Sumpfes, mit Müden- und Schmetterlingsfang beschäftigt, während die Weibchen von Zeit zu Zeit das Wasser streiften, um ein Ei hineingleiten zu lassen. Auf den Wasserpflanzen lagen zahlreiche Grünfrösche, die einen Stengel umklammert hielten, unbeweglich, während sie den Kopf rückwärts geworfen hatten und in dieser Stellung schwer von den

Wasserpflanzen zu unterscheiden waren. Häufig setzten sich die Libellen gerade auf ihre Schnauzenspitze, die sie für eine grüne Stengelspitze hielten, und wurden sofort geschickt ergrißen und verschlungen. Das Verschmelzen der unbeweglichen Frösche mit den Wasserpflanzen, so daß sie von den Libellen, deren Auge mehr für die Erkennung bewegter Denteilstücke geeignet ist, nicht unterschieden wurden, reiht sich den Fällen an, die man jetzt als aktive Mimicry bezeichnet. —

**Technisches.**

— Aus den Anfängen der Eisenbahn. Ueber zwei geschichtlich interessante Lokomotiven, die auf der Pariser Weltausstellung ausgestellt sind, entnimmt die „Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen“ dem Bericht des Baurats Nimrott in den „Mitteilungen des Vereins deutscher Straßen- und Kleinbahnen-Verwaltungen“ folgendes; „Ganz verwundert schauen auf diese moderne Versammlung (von Selbstfahrern, Fahrern und Fahrzeugen aller Art) zwei ehrwürdige Zeugen eines an technischen Errungenschaften reichen und bahnbrechenden Zeitabschnitts, verwundert auch vielleicht darüber, wie sie unter eine solche leichte und aufgeputzte Gesellschaft geraten sind. England hat hier die von George Stephenson im Jahre 1830 entworfene und in seinen Werken zu Newcastle erbaute Lokomotive „Invicta“ im Original aufgestellt. Die „Invicta“ war die erste Lokomotive, welche auf einer dem öffentlichen Verkehr dienenden Eisenbahn, die am 3. Mai 1825 eröffneten Whitestable and Canterbury Railway in Betrieb genommen wurde. Auch ein Stück des damals auf dieser Strecke im Gebrauch befindlichen Oberbaues (kurze fischbauchähnliche Schienen, in Stählen auf hölzernen Querschwellen gelagert) ist beigelegt. Ebenso interessant ist die Nachbarin der „Invicta“, die von der französischen Westbahn aufgestellte Lokomotive „Oissel“. Im Jahre 1844 durch Buddian entworfen und in den eigenen Werkstätten der Gesellschaft zu Chartres erbaut, war sie bestimmt, die Eypeckzüge zwischen Paris und Rouen zu befördern. Sie hat diese Aufgabe auf das beste ausgeführt und während ihrer Thätigkeit den stattlichen Weg von 1310 000 Kilometer zurückgelegt, ehe sie in den sicherlich wohlverdienten Ruhestand versetzt wurde. —

**Humoristisches.**

— Raffiniert. Schriftstellerzuggattin (die mit ihrem Gemahl einen Streit wegen ihrer Toilette hat): „... Und in solchem Zeug läßt Du mich herumlaufen!? ... Was müssen die Leute da glauben, was für einen Schmarr'n Du zusammenstreichst!“ —  
 — Peck. A.: Warum ist denn der Huber so verstimmt?  
 B.: „Ja, denken Sie sich, dem armen Kerl ist das Ehrenamt eines Volkszählers zu teil geworden, und zu seinem Revier gehören seine sämtlichen Gläubiger!“ —  
 — Frage. Ein reicher Mann besaß ein Vermögen von 250 000 M. und hinterließ seiner Frau 1/4, seinen drei Söhnen je 1/7, seiner Tochter 1/8, seiner Schwester 1/10; das übrige bekam eine Stiftung. — Was hat jeder?  
 Antwort: Einen Rechtsanwält. — („Flieg. Bl.“)

**Notizen.**

— Der akademische Senat der Wiener Universität hat beschossen, der Schriftstellerin Marie Ebner-Eschenbach zu ihrem siebzigsten Geburtstag den Ehrendokortitel zu verleihen. —  
 — Die Secessionsbühne wird neben den Bühnenwerken modernen Genres an den Sonnabend- und Sonntag-nachmittagen einen historischen Lustspiel-Cyklus zur Aufführung bringen. Die Aufführungen werden im Oktober beginnen. —  
 — Das vom Berliner Theater zur Aufführung angenommene Schauspiel „Der Rebell“ von Hugo Ganz hat nunmehr die Censur passiert, so daß das Stück noch in diesem Herbst in Scene gehen kann. —  
 — Im deutschen Volkstheater in Wien hatte der Einakter „Die Bildschnitzer“ von Karl Schönherr Erfolg. —  
 — Marzella Semblich wird nächsten mit einer eignen Truppe bei Kroll zehn Opernvorstellungen geben. —  
 — Edwin Strunz und Franz Hollfelder haben ein neues Konzertorchester, das „Berliner Tonkünstler-Orchester“, begründet, in welchem 60 Künstler mitwirken. Als Dirigenten werden Karl Gleich und Franz von Blon fungieren. Die Aufführungen finden im „Deutschen Hof“, Ludwigsstraße, statt. —  
 — Die österreichischen Theater-Souffleure gedenken sich zu organisieren; eine Generalversammlung zur Schaffung von Grundlagen für einen derartigen Verband ist nach Wien bereits einberufen worden. —